

INA BACH  
Goldene Wege  
Die Münchner Ärztinnen



GOLDMANN

## *Buch*

München 1905: Obwohl die Freundinnen Lulu, Elsa und Fanny es mittlerweile an die Medizinische Fakultät geschafft haben, werden sie dort keinesfalls mit offenen Armen empfangen. Vor allem die schlaue Fanny ist ihren männlichen Kommilitonen ein Dorn im Auge. Lulu versucht neben Vorlesungen und Seziersstunden, das dunkle Geheimnis ihrer in Melancholie verfallenen Freundin Änny zu ergründen. Und Elsa bekommt unerwarteten Besuch, der ihr Leben gehörig durcheinanderwirbelt. Trotz allem haben die jungen Frauen ihr Ziel fest vor Augen – aber können sie sich nach ihrem Studienabschluss tatsächlich Hoffnung auf eine Anstellung als Ärztinnen im Spital machen?

Weitere Informationen zu Ina Bach  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Ina Bach

---

Goldene Wege

Die Münchner Ärztinnen

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2026

Copyright © by Ina Bach

Copyright © dieser Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Montasser  
Medienagentur, München.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © arcangel / Abigail Miles, arcangel / Joanna Czogala, © FinePic®,  
München, © akq images

BH · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49444-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

für

*Therese und Marianne Resch,  
Renate, Marianne und Isolde Janetzky*



**Herbst 1905**





## Wiesenviertel

Dienstag, 7. November | Pathologisches Institut,  
Nussbaumstraße 26

Fanny atmete tief ein, bemerkte den Hauch von Alkohol, der vor der Tür zum Mikroskopiersaal in der Luft hing, und nahm das Kinn ein winziges Stück höher, ehe sie hinter Lulu und Elsa über die Schwelle trat.

Durch die hohen Glasfenster fiel ihnen die Helligkeit wie Bühnenlicht vor die Füße. An den umlaufenden Eichenholztischen, die kaskadenartig nach außen hin abfielen, standen die Studenten in Trauben beisammen. Wie Theaterbesucher, die auf die Glocke warteten. Tief ins Gespräch versunken, behielten sie dennoch ihr Revier im Auge und sahen zu den Neuankömmlingen hoch.

»Ihr hättet auf mich hören sollen«, raunte Fanny den Freundinnen zu. Obwohl sie nun seit zwei Jahren an der Ludwig-Maximilians-Universität studierten, hatten sich die Herren der Schöpfung beileibe nicht an sie gewöhnt. Spätes Erscheinen bei den Vorlesungen oder Übungen barg stets das Risiko, mit unnötig großer Aufmerksamkeit begrüßt zu werden. Besonders zu Beginn des Semesters, wenn alle noch damit beschäftigt waren, Duftmarken zu setzen und die Rangordnung auszufechten, irritierte das weibliche Geschlecht im Kampf um die besten Plätze offenbar erheblich. Oder es spornte an. Definitiv vernebelte es den Männern das Hirn. Einer zischte, pfiiff, hofierte oder frotzelte immer, sobald sie den Raum betraten. Manchmal kam Fanny sich vor wie ein Kälbchen mit zwei Köpfen.

Lulu von Ranke hingegen störte sich kein bisschen an diesen Eigentümlichkeiten. Auch heute hielt sie ungeniert Ausschau, winkte bekannten Gesichtern zu und lächelte, als wäre die Erhöhung, auf der sie immer noch standen, allein ihretwegen errichtet worden. Mit den roten Haaren, den hellen Augen und der Armada an Sommersprossen, die wie Schmetterlingsflügel auf ihrer Nase saßen, flogen ihr seit jeher die Blicke zu. Als Tochter aus einem hoch angesehenen Münchner Elternhaus war sie außerdem daran gewöhnt, dass man von ihr Notiz nahm. Auch mochte eine Rolle spielen, dass ihr Vater, Heinrich Ritter von Ranke, Professor für Kinderheilkunde war und als Direktor der Universitätskinderklinik vorstand.

Trotzdem wunderte sich Fanny nicht zum ersten Mal über die Freundin. Übersah sie Spott und Missgunst? War ihr nicht klar, dass alle nur darauf warteten, dass sie, die ersten immatrikulierten Medizinstudentinnen des Königreichs Bayern, an der großen Aufgabe scheiterten?

Elsa drehte sich halb zu Fanny um und zeigte auf die beiden letzten freien nebeneinanderliegenden Plätze in der mittleren Tischreihe. »Stört es dich, wenn Lulu und ich die nehmen?«

»Kein bisschen.« Fanny saß sowieso lieber etwas abseits, also ging sie die wenigen Stufen linker Hand hinunter und sicherte sich ihren ehemaligen Stammplatz am äußersten Rand des Hufeisens. Sie hatte schon einmal hier gegessen, zu Zeiten, als sie sich noch für ihren Zwillingbruder Anton ausgeben musste, um die Universität besuchen zu können. Weil sie, die blitzgescheite Tochter eines einfachen Postbeamten aus Unteriglbach, im Gegensatz zu ihrem weit weniger begabten Bruder, den die Medizin ohnehin nicht interessierte, kein Reifezeugnis vorweisen konnte.

Das Abitur hatte Fanny inzwischen nachgeholt, sie war einge-

schriebene Studentin, ihr Traum hatte sich erfüllt. Und doch wünschte sie an manchen Tagen, sie könnte die Uhr zurückdrehen.

Sie zog den Hocker unter dem Tisch hervor, setzte ihr Sprichmich-bloß-nicht-an-Gesicht auf und beobachtete mit vor der Brust verschränkten Armen, wie sich die Freundinnen durch die dicht stehenden Kommilitonen kämpften. Lulus Wangen glühten, Elsa fasste sich immer wieder an den Kragen ihrer Bluse. Man sah ihnen die Aufregung an.

Kein Wunder. In den vier vorklinischen Semestern ihres Studiums hatte sich bislang alles um den menschlichen Körper im Normalzustand gedreht, wie er funktionierte und aufgebaut war. Ab sofort ging es endlich um Krankheit und Heilung. Fanny war einst ebenso beseelt von dieser Aussicht gewesen, hatte sich wie berauscht in alles gestürzt und als Klassenprimus Anton Paintner die Bewunderung von Mitstudenten und Professoren genossen. Einmal Gesehenes konnte sie wie eine Fotografie immer wieder aus dem Gedächtnis abrufen. Sie war ein wandelndes Nachschlagewerk und verfügte in allen Lehrfächern über ein enormes Wissen. Schließlich hatte sie das Staatsexamen als ihr Bruder schon absolviert. Doch seit sie die Universität auf eigene Rechnung besuchte, legte man ihr alles, was sie sagte, als Arroganz und Besserwisserei aus. Vielen männlichen Kollegen – und erst recht den Professoren – gefiel es nicht, dass sie auf jede Frage die richtige Antwort kannte. Bei Gelegenheiten, da man Anton Paintners Genie gepriesen hätte, eckte sie als Frau an. Anfangs dachte Fanny noch, das lege sich mit der Zeit, aber mittlerweile hatte sie die Hoffnung aufgegeben.

Elsa trat weniger unbekümmert auf als Lulu, obwohl ihr Vater gleichfalls ein angesehener Medizinalrat gewesen war. Allerdings hatte ihr das Leben schon ein paar dicke Stöcke zwischen die

Beine geworfen. Wenn Fanny daran dachte, was Elsa alles durchgemacht hatte, zog sich ihr das Herz zusammen. Doch ganz anders als sie selbst, blühte Elsa mit jedem Semester ein kleines bisschen mehr auf, denn endlich konnte sie das tun, wofür sie geboren war. Besonders seit sie als Erste der drei Freundinnen das Physikum bestanden hatte, loderten die hellbraunen Kränze in ihren sonst blassblauen riesigen Augen an manchen Tagen wie Flammen. Dann wirkte Elsa mit ihrer zierlichen Figur nicht mehr zerbrechlich wie hauchdünnes Glas. Dann hüpfen ihre braunen Locken wie Sprungfedern um das schmale Gesicht und verwandelten sie in einen anderen Menschen. Das mochte Fanny sehr.

Der Hocker quietschte, als sie sich zum Fenster umdrehte. Aus purer Gewohnheit öffnete sie die Schublade direkt unterhalb der Tischplatte und zog sie heraus. Alles war wie üblich fein säuberlich einsortiert. Jedes Stück lag in seinem durch Leisten abgetrennten Viertel. Das Mikroskop, das Zeichnungsheft und die Stifte ebenso wie das mikroskopische Besteck mit Objekt- und Deckgläsern und die Leinenlappen für die Reinigung. In der Pathologie herrschte penible Ordnung.

Wenig später enterte Institutsleiter Otto von Bollinger den Saal, dicht gefolgt vom dritten Assistenten für pathologische Anatomie, Doktor Brieseck. Das übliche Prozedere zu Semesterbeginn nahm seinen Lauf. Akademisches Getrampel und Begrüßung. Erläuterungen und Ermahnungen. Vehementes Einfordern von Fleiß und Akribie. Blablabla und Pipapo. Fanny hatte das alles schon gehört. Wenn sie nicht durchs Physikum gerasselt wäre, weil der Examinator im Fach Botanik ihr ein »Ungenügend« attestierte, obwohl er entgegen der geltenden Prüfungsordnung – und nur bei ihr – auch Pflanzen abgefragt hatte, die für die Medizin nicht relevant waren, hätte sie längst keine Vorlesungen mehr besucht. So aber trieb sie die Angst um, den Un-

mut der Professoren mit ihrer Abwesenheit noch mehr auf sich zu ziehen.

Sicherheitshalber bemühte sie sich deshalb um einen Gesichtsausdruck, der brennendes Interesse suggerierte. Fanny hatte von Bollinger zu ihren Anton-Zeiten zwar als angenehmen akademischen Lehrer mit feinem Humor und auch als wohlwollenden Prüfer erlebt, aber man konnte nie wissen. Gerade erläuterte er anhand der Schautafeln zwischen den beiden Eingangstüren krankhafte Veränderungen des Gehirns.

Oha, was tat Doktor Brieseck denn da? Fanny lehnte sich nach vorn. Der Assistent legte einen Objektträger in das Mikroskop, das sich auf einer Schiene von Platz zu Platz schieben ließ. So konnte jeder Student reihum ein besonders interessantes oder lehrreiches Präparat begutachten, und wer sich im Stande sah, eine Einschätzung abzugeben, womit sie es zu tun hatten, war dazu herzlich eingeladen.

Fannys Alter Ego Anton Paintner hatte sich stets im Stande und eingeladen gefühlt. Trotzdem nahm sie sich fest vor, den Mund zu halten, sollte sie das Geheimnis entschlüsseln.

Von Bollinger dozierte indes frisch drauflos, was Fanny nicht weiter interessierte, weil sie alles schon einmal gehört hatte. Stattdessen verfolgte sie die Vorgänge an den Tischen und versuchte an der Körperhaltung zu erraten, ob jemand etwas mit der Gewebescheibe anfangen konnte. Noch tat sich niemand hervor, auch Elsa und Lulu schoben das Mikroskop kopfschüttelnd weiter. Erst Elsas Nebenmann wandte sich nach einem ausgiebigen Blick durch alle vier am Revolver beweglichen Objektive und recht willkürlichem Herumdrehen an den Fein- und Grobtriebrädern nach vorn und hob die Hand.

»Ah!« Von Bollinger klatschte in die Hände. »Ein Sehender unter den Blinden. Ich bin hochofregut. Name?«

Der mittelgroße, unter dem offenen Laborkittel auffällig gut gekleidete junge Mann sprang von seinem Hocker auf und salutierte. »Schneiderbauer. Gottfried Schneiderbauer«, rief er auch schon zackig.

»Ein Kadettenschüler, soso.« Von Bollinger schmunzelte. »Rühren!«

Alle lachten. Schneiderbauer lief rot an, und seine noch immer an der rechten Schläfe ruhende Hand fiel wie eine Guillotine. Fanny kannte den jungen Mann flüchtig, er gehörte zu jenen Studenten, die ihren Schwerpunkt eher in den Gasthäusern der Stadt sahen als in den Vorlesungssälen. Ein Luftikus und Aufschneider.

»Na schön, dann erlösen Sie uns. Wir sind aufs Äußerste gespannt. Was ist Ihnen aufgefallen?«

Der Adamsapfel unter dem eingeknüpften blütenweißen Hemdkragen fuhr auf und ab. Studiosus Schneiderbauer zauderte, denn sogar die Mutigsten und von sich Eingenommenen wurden ab und an blass, wenn sich das Auge eines Professors erstmals auf sie allein richtete. Doch das war es nicht, oder? Schneiderbauers Nebenmann stieß ihn mit dem Fuß an, ein anderer konnte sich das Lachen kaum verkneifen, so einige Schultern zuckten vor unterdrückter Heiterkeit. Die führten etwas im Schilde! Fanny richtete sich auf.

»Aus Fehlern lernt man bekanntlich, also raus mit der Sprache.« Otto von Bollinger nickte seinem Schützling aufmunternd zu. »Ich reiße Ihnen schon nicht den Kopf ab.«

Schneiderbauer räusperte sich ausgiebig. »Also ... mir ist ... aufgefallen, dass ...«

»Ja?«

»Dass dieses Gehirn einen seidenen Unterrock trägt.«

Von Bollingers buschige Brauen hoben sich vor Überraschung.

»Wie bitte? Einen seidenen Unterrock? Selten habe ich eine törichtere Annahme gehört. Was wollen Sie uns damit sagen, Schneiderbauer?«

»Dass es sich um ein weibliches Gehirn handeln muss.«

Der Professor lachte laut auf, umrundete den Tisch und lehnte sich an die Kante. »Wie in drei Gottes Namen kommen Sie denn auf diesen Unsinn?«

»Dass es Unterschiede in Volumen und Ausprägung der grauen Hirnsubstanz bei Mann und Frau gibt, ist unbestritten.«

»Das ist grundsätzlich korrekt, Schneiderbauer. Allerdings müssten Sie schon ein nobelpreisverdächtiges Genie sein, um dies im vorliegenden Präparat zu erkennen.« Von Bollinger verzog amüsiert den Mund und rieb über seinen schlohweißen Bart. »Außerdem sollte Ihnen allein anhand Ihres Studienfortschritts und mehr noch anhand des Instituts, in dem Sie sich gerade befinden, klar sein, worum es in diesem Praktikum geht.« Der Professor nickte in Richtung des Mikroskops. »Krankhafte Veränderungen sind das Thema.«

»Ich weiß«, sagte Schneiderbauer etwas forscher und fuhr über die Knopfleiste seines Laborkittels. »Worauf ich hinauswill ...« Wieder räusperte er sich ausgiebig. »Müsste man nicht die Andersartigkeit des weiblichen Gehirns im Vergleich zum männlichen als erste, quasi ursprünglichste aller krankhaften Veränderungen ansehen?«

Darauf herrschte Stille. Das war ein Pfund, das die Hörschaft erst einmal schlucken musste. Dann aber entwischte jemandem ein erstes zaghaftes Lachen und löste eine wahre Kettenreaktion aus.

Schneiderbauers Hintermann prustete los, entschuldigte sich sogleich für sein Benehmen und versuchte sich zu erklären. »Sie müssen uns diese Tollerei verzeihen, ehrenwerter Professor von

Bollinger. Der gestrige Verbindungsabend im Bayernhaus am Platzl war recht anstrengend. Die Unterschiede des männlichen und weiblichen Gehirns zu diskutieren, hat uns bis in den frühen Morgen hinein wachgehalten, ehe wir zu einer annehmbaren Lösung gelangt sind, daher dachten wir, es wäre für uns alle erhellend, Ihre geschätzte Expertise zu unserer Konklusion einzuholen.«

Bei dem Wort Verbindungsabend glitt Otto von Bollinger ein verzücktes Lächeln über die Mundwinkel. Fanny sah es deutlich. Von ihrem Zwillingbruder wusste sie, wie derlei abendliche Zusammenkünfte abliefen. Wenn die Herren der Schöpfung sich nicht gerade für die begehrte Mensur die Wange mit dem Korbschläger aufschlitzten, frönten sie dem noch traditionsreicheren Allotriatreiben oder probierten aus, wieviel Bier sich in einen Studenten füllen ließ, ehe er umfiel. Laut Anton ein auf sehr lange Zeit und eine sehr hohe Probandenzahl angelegter Feldversuch.

»Unglücksrabe Schneiderbauer hat das Los getroffen«, meldete sich ein anderer zu Wort. »Er ist nur der Überbringer der Botschaft. Wie heißt es noch: *Noli necare ...?*«

»... *nuntium*. Töte nicht den Boten. Ja, ja«, beendete der Professor den Satz. »Sie sind?«

»Pius Perlmutter.«

Otto von Bollinger stieß sich vom Tisch ab, ging um sein Pult herum und zog die vollgeschriebene Tafel per Seilzug nach oben. Er nahm ein Stück Kreide zur Hand und klopfte damit gegen die nach unten gefahrene leere Schieferfläche. »Schneiderbauer, Perlmutter. Wenn ich bitten dürfte.«

Nach einigem Zögern stolperten die jungen Männer nach vorn. Alles Forsche, Übermütige war aus ihren Gesichtern gewichen, nur ein leicht verklärtes Grinsen blieb. Manchmal wünschte

Fanny, sie könnte ebenso unbeschwert sein, denn die Herren Studiosi verschwendeten niemals auch nur den Hauch eines Gedankens daran, ob sie sich der Wissenschaft als würdig erwiesen. Sie gingen einfach davon aus. Ein solches Selbstverständnis war beidenswert.

»Wären Sie so freundlich, für das versammelte Auditorium einen Mann zu skizzieren.« Der Professor hielt Schneiderbauer die Kreide entgegen.

»Einen Mann?«

»Wenn Sie ein Modell brauchen, bitte sehr.« Von Bollinger wies in die Runde. »Suchen Sie sich eines aus.«

Schneiderbauer schüttelte den Kopf, nahm die Kreide und kam über ein Strichmännchen nicht hinaus, was den Professor jedoch nicht weiter zu stören schien. »Jetzt Sie«, nickte er Perlmutter zu. »Stellen Sie dem Mann, nennen wir ihn Adam, denn darauf spielen Sie beide doch an, wie ich vermute, eine Eva an die Seite.«

»Eine Eva?« Perlmutter sprang der Schalk in jeden Winkel seines Gesichtes. »Da ich nur wenig Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht habe, würde ich gerne ein Modell zur Visualisierung nach vorne holen«, sagte er frech und rieb sich das Kinn, als könne er sich nicht zwischen Lulu, Elsa und Fanny entscheiden.

Ein harscher Blick des Professors rief ihn zur Räson, also malte Perlmutter seine Eva aus dem Gedächtnis. Ebenfalls als Strichmännchen, aber mit zwei entscheidenden Details – wie auch sonst bei so einer Steilvorlage? Fanny wollte im Erdboden versinken.

»Wenig Erfahrung? Soso. Dann haben Sie wohl im Fach Anatomie besonders gut aufgepasst«, kommentierte von Bollinger die Zeichnung trocken, was für noch mehr Heiterkeit sorgte. »Deshalb wird es Ihnen hoffentlich keine großen Schwierigkeiten bereiten, Adam und Eva nun ein Gehirn in den Schädel einzupassen.«

Die jungen Männer sahen sich an und taten der Reihe nach, wozu Sie aufgefordert waren.

»Wenn Sie sich nun dankenswerterweise für einen Moment ausschließlich auf die Körper- und Gehirngröße konzentrieren, was fällt Ihnen auf?«

»Die Frau ist kleiner als der Mann«, sagte Schneiderbauer.

»Und ihr Gehirn auch«, ergänzte Perlmutter.

»Bravo, meine Herren. Bei so viel Scharfsinn steht einer glänzenden Karriere als Mediziner nichts im Wege, will ich meinen«, lobte von Bollinger mit Ironie in der Stimme. »Um aber auf die Ursprungsfrage und Ihre denkwürdige Konklusion zurückzukommen, zu der Sie offenbar in den frühen Morgenstunden im Corps Bavaria gelangt sind: Die von Ihnen als krankhaft bezeichneten Abweichungen des weiblichen Gehirns im Vergleich zum männlichen sollen Ihrer Meinung nach was genau bedeuten oder beweisen? Eine geringere Intelligenz?«

Schneiderbauer stieß Perlmutter mit dem Ellbogen an, der daraufhin nickte. »Schon der bekannte Phrenologe Gall schreibt, dass das Stirnhirn der Frau schwächer, die Gehirnteile am Hinterhaupt dafür stärker ausgebildet sind und dass diese physiologischen Unterschiede die geringere Begabung der Frau für Kunst und Wissenschaft erklären.«

Fanny platzte nun erstmals auch ein Lachen heraus, ein sehr lautes sogar. Alle drehten sich zu ihr um, auch Otto von Bollingers Blick schwenkte in ihre Richtung. Er kam ein paar Schritte auf sie zu.

»Wenn das nicht die Schwester des legendären Anton Paintner ist?«

Legendär – ihr Bruder? Nur zu gern hätte Fanny aufgeklärt, wer hier in Wirklichkeit legendär war.

»Was hätte wohl Ihr hoch geschätzter Zwilling zu diesen Kin-

dereien gesagt, Fräulein Paintner?» Von Bollinger zeigte auf die gescholtenen Schulbuben an der Tafel.

»Dass es nicht auf die Größe ankommt«, erwiderte Fanny und löste damit die nächste Lachsalve aus.

Sogar von Bollinger wandte sich kurz ab und hob die Faust an den Mund. Natürlich lief sie rot an, aber sie nahm sich zusammen, reckte das Kinn vor und sprach mit fester Stimme weiter.

»Zweifelsohne ist jede geistige Tätigkeit an die Ausbildung und Funktion bestimmter Zellen und Faserkomplexe der Hirnmasse geknüpft. Man denke nur an das Gehirn eines Kindes, in dem ständig neue Zellen in Funktion treten und neue Bahnen ausgeschliffen werden. Sehr wahrscheinlich hängt auch im späteren Leben der Grad der Intelligenz vom Reichtum der Gehirnrinde an Nervenzellen und Faserverzweigungen ab und nicht von der Größe allein. Außerdem ist ja wohl sonnenklar, und dafür muss man nicht einmal die Wissenschaft konsultieren, sondern sich nur auf den gesunden Menschenverstand verlassen oder die Natur studieren, dass das geringere Gewicht des weiblichen Gehirns«, Fannys Arm schwenkte zu den Zeichnungen an der Tafel, »auf ihr geringeres Körpergewicht sowie die geringere Körpergröße und -oberfläche zurückzuführen ist, was selbstredend eine weniger massige Ausbildung der somatischen Gehirnzentren nötig macht.«

Ein minimal anerkennendes Nicken von Bollingers ließ sie fortfahren.

»Um es für die Herren Corpsbrüder so einfach wie möglich auszudrücken: Eine Turmuhr geht nicht notwendigerweise genauer als eine Taschenuhr.«

Fanny hörte so einige empörte Schnaufer, und vereinzelt wurde an den Tischen auch gelacht, nur Lulu stand auf und klatschte Befall. Ein, zwei Wimpernschläge lang starrten alle im Raum sie an, dann fiel von Bollinger ein.

»Gut gesprochen, Fräulein Paintner. Anscheinend färbt das Genie Ihres Bruders auf Sie ab.« Er wandte sich an Schneiderbauer und Perlmutter. »Und Ihnen, meine Herren, empfehle ich, sich an weniger verstaubte Schriften zu halten als die der Professores Gall oder Bischoff, zumindest was die Leistungsfähigkeit des weiblichen Gehirns anbelangt. Sie sollten darüber hinaus jede Gelegenheit nutzen, die Bahnen in ihren Oberstübchen«, er tippte sich an die Stirn, »weiter auszuschleifen. Was ich im Übrigen allen Anwesenden ans Herz legen möchte. Schleifen Sie gründlich.«

Fanny konnte es nicht glauben. War da gerade ein Wunder geschehen? Das angeblich von Anton abgefärbte Genie war zwar ein Wermutstropfen, aber hatte ihr von Bollinger gerade wirklich den Rücken gestärkt? War er etwa einer von den Guten? Einer, der die Leistung unabhängig vom Geschlecht bewertete? Fanny schwirrte der Kopf vor Glück. Ausnahmsweise mal einen Sieg zu erringen, tat gut. Sehr gut sogar. Daran könnte sie sich gewöhnen.

Der Professor für Pathologie schickte die beiden Kadetten-schüler zurück an ihren Tisch und lüftete endlich das Rätsel um das Präparat unter dem Mikroskop. Jeder durfte nach vorne kommen, um sich die Handhabung des Mikrotoms anzusehen, während Doktor Brieseck von dem mit Paraffin infiltrierten und gefärbten entzündlich veränderten Gehirn hauchdünne Scheiben abschnitt. Außerdem bekam jeder einige fertige Präparate anderer entzündeter Organe aus dem Kasten, um alles nach von Bollingers Anweisungen und anhand der Schautafeln unter den eigenen Mikroskopen ausgiebig zu begutachten.

Als Fanny ihr Mikroskop aus der Schublade ihres Pultes nahm, segelte ihr in der Rinne, in der auf ganzer Länge der hufeisenförmig angeordneten Tische frisches Wasser an allen

Studenten vorbeifloss, ein Papierschiffchen wie die Spitze einer feindlichen Flotte entgegen. *Fräulein Paintner* stand darauf geschrieben. Sie zog es aus der Strömung und faltete es auseinander.

*Demnächst privatim Vorlesung bei den Professoren Perlmutter und Schneiderbauer: Die Frau, das Wesen ohne Gehirn.*

Sehr lustig! Fanny wandte sich um. Die binnen Sekunden Habilitierten grinsten in ihre Richtung und schlugen zackig die Handkanten an ihre rechten Schläfen. Vier andere Komiker folgten ihrem Beispiel. Noch mehr Corpsbrüder, in Suff und Schabernack auf immer vereint. Sie waren nichts weiter als Welpen, die sich übermütig um einen Knochen balgten. Sie sollte darüber lachen, aber Fanny ärgerte sich. Jedwede Bemerkung über die geistige Leistungsfähigkeit der Frau nahm sie persönlich. Also stand sie auf, räusperte sich und wartete, bis Otto von Bollinger sich zu ihr umdrehte.

»Ja, Fräulein Paintner?«

Fanny sah aus den Augenwinkeln, dass Lulu ihre Fingerspitzen wie ein Messer mehrmals über den Hals zog und auch Elsa sie mit Blicken davon abhalten wollte, eine Dummheit zu begehen. Doch sie konnte nicht anders.

»Da die anwesenden Herren offenbar der Meinung sind«, Fanny wedelte mit dem aufgefalteten Papierschiffchen, »dass ich ein Exemplar der sagenumwobenen größeren Hälfte der Menschheit ohne Gehirn sei, die von Prinzregent Luitpolds Gnaden nun ebenfalls zum Studium zugelassen ist, möchte ich ihnen einen Denkanstoß geben.«

»Wir hören.«

»Um auf die bierdunstige Konklusion der Corpsbrüder zurückzukommen«, sagte sie so laut, dass es alle hören konnten. »Was, wenn die Andersartigkeit des weiblichen Gehirns nicht die

ursprünglichste aller krankhaften Veränderungen war, sondern der erste Meilenstein der Evolution?»

Otto von Bollingers Bart zuckte. Vielleicht vergnügt, vielleicht auch nicht, Fanny konnte es unmöglich sagen. Er zog eine Taschenuhr aus der Brusttasche seines Laborkittels und sah in die Runde.

»Ein gewagtes Schlusswort, Fräulein Paintner, das muss man Ihnen lassen, wenngleich ein wenig medizinisches.«

»Ich will damit nur ...«

Von Bollinger hob die Hand, ließ den Deckel seiner Uhr aufspringen, drückte ihn sogleich wieder zu und verabschiedete sich von seinem Auditorium. Ehe er den Saal verließ, wandte er sich noch einmal um. »Wenn die Damen so freundlich wären, für Ordnung zu sorgen. Die Gewebereste müssen entsorgt, Objekt- und Deckgläser sowie Bestecke gereinigt und alle Mikroskope und Präparate einsortiert werden. Kollege Brieseck wird Ihnen alles zeigen, damit Sie für den Rest des Semesters allein zurechtkommen.«



## Klinikviertel

zwei Stunden später | Universitätskinderklinik,  
Lindwurmstraße 4

Es regnete in Strömen. Lulu stürzte die Stufen empor, drückte die Klinke und rettete sich ins Trockene. Der Weg vom Pathologischen Institut bis ins Kinderspital war lächerlich kurz, dennoch tropfte von Pelerine und Lodenhut das Wasser auf die Steinflie-

sen, und in der Vertiefung an ihrem Rückgrat bahnte sich ein Rinnsal seinen Weg. Eigentlich müsste sie schnurstracks nach Hause fahren, um sich umzuziehen, aber ihren ersten abendlichen Rundgang mit den Klinikärzten wollte sie auf keinen Fall verpassen.

Schnell streifte sie deshalb den Umhang von den Schultern, nahm die Kopfbedeckung ab und hielt beides ein Stück von sich weg. Die Pfütze zu ihren Füßen wuchs.

Dabei hatte beim offiziellen Ende des pathologisch-histologischen Praktikums noch die Sonne vom weißblauen Münchner Himmel gestrahlt, aber bis sie endlich alles zu Doktor Briesecks Zufriedenheit gesäubert und aufgeräumt hatten, fing es bereits an zu tröpfeln. Zu allem Übel hatte der Assistent die Damen samt ihrer *evolutionär so fortgeschrittenen Gehirne* auch noch zur *gedanklichen Einkehr und Besinnung* in ihr *natürliches Habitat* – zwar keine Küche im herkömmlichen, aber doch im weitesten Sinne – verbannt. Bis sie damit fertig waren, in der Mazerierküche anstelle von Pathologiediener Munker die Töpfe zu entkalcken, schüttete es aus Kübeln.

Lulu beugte sich vor, um durch die Glasscheibe einen Blick auf die Pförtnerin zu erhaschen. Schwester Lissonias Augen waren geschlossen. Sogar ein leises Schnarchen drang auf den Gang. Lulu räusperte sich. Einmal, zweimal. So lange, bis sich die ausladende weiße Flügelhaube endlich bewegte und der Schuber des Sprechlochs nach oben glitt.

»Ah, guten Abend, Lulu.« Die Barmherzige Schwester stand auf, auch sie musste sich dicht vor die Scheibe beugen, um etwas zu sehen. »Hat dich wohl schlimm erwischt. Warum nimmst du bei dem Wetter auch keinen Schirm mit?«

Regen war der Erzfeind der Barmherzigen Schwestern. Ohne Schutzschild gegen geöffnete Himmelsporten ging keine von

ihnen aus dem Haus, sobald auch nur das kleinste Wölkchen am Firmament stand. Die gestärkten Hauben hielten zwar mehreren Stunden schwerster Arbeit stand, aber keinem Tropfen Regen.

»Zu allem Übel bin ich auch noch spät dran.« Lulu wedelte mit den nassen Sachen.

»Einfach fallen lassen«, erbarmte sich die Schwester. »Ich kümmer mich darum. Nun lauf schon.«

Nachdem Lulu auch Schal, Paletot und Handschuhe losgeworden war und über den tiefenden Kleiderhaufen steigen wollte, kippte der Arm der Schwester wie eine Bahnwärterkelle aus der Sprechluke.

»Für dich wurde ein Brief abgegeben. Der rotzfreche Bote wollte ihn unbedingt persönlich zustellen, aber ...«

... Lulu musste ja erst noch die Suppe auslöffeln, die ihnen Fannys vorlautes Mundwerk wieder einmal eingebrockt hatte. Herrgott!

Zwinkerte die Schwester ihr zu? Leicht skeptisch nahm Lulu ihr das Kuvert aus der Hand. Wollte Lissonia etwas andeuten? Doch weder kam ihr die Schrift bekannt vor noch stand ein Absender auf der Rückseite.

»Ist es dringend?«, fragte Lulu nach.

»Warum sonst schickt man einen Boten, Kindchen?«

Auch wieder wahr. Trotzdem musste die Sache warten, sonst verpasste sie den Abendrundgang am Ende ganz. Lulu schenkte der Schwester zum Abschied ihr schönstes Lächeln, erklimmte den Treppenabsatz zum Hochparterre, stieg weiter ins erste Obergeschoss und bog nach links ab. Im Vorraum der inneren Abteilung trocknete sie sich mit einem Handtuch notdürftig ab, schlüpfte in ihren Kittel und öffnete leise die Tür zum Krankensaal.

»Das war's für heute, meine Herren«, sagte ihr Vater gerade und kam ihr entgegen.

»Wo warst du denn?«, fragte er, nachdem die Assistenten und Volontäre sich verabschiedet hatten.

»Ausgerechnet heute wurde ich aufgehalten. Entschuldige.« Ihm von etwaigen Ungerechtigkeiten den studierenden Frauen gegenüber zu berichten, wäre müßig gewesen. Vermutlich hätte Professor von Ranke ebenso reagiert wie von Bollinger. Lulus Wunsch, Ärztin zu werden, hatte ihr Vater lange Zeit für ein kindisches Hirngespinnst gehalten. Nach wie vor sähe er es lieber, sie würde den von ihm auserkorenen Schwiegersohn heiraten, aber seine Gattin hatte sich in dieser Sache zum ersten Mal in ihrer siebenundvierzig Jahre währenden Ehe gegen ihn gestellt.

Mama.

Letztes Jahr am ersten Juni war sie gestorben. Der Tod kam am Ende als Erlösung. Am Sterbebett hatte die Mutter Lulu noch so einige erstaunliche Dinge offenbart. Etwa, dass ihr stets so biederer Gatte in seiner Jugend ein Rebell gewesen und als Student sogar für Karl Marx auf die Straße gegangen sei.

Ihr Vater ein Demonstrant? Gar ein Marxist? Das Rebellische hatte Lulu laut ihrer Mutter von ihm geerbt. Auf die Schnapsidee wäre sie im Leben nicht gekommen.

Wenn Lulu an diese letzten so kostbaren Momente dachte, wurde ihr jedes Mal die Brust eng. Endlich hatte die Mutter ihr ein wenig von ihrer Kindheit erzählt. Wie schwer es gewesen war, ohne Eltern und Geschwister aufzuwachsen, und wie groß sie dennoch geträumt hatte. Ihre Mutter wollte einst Astronomin werden, genau wie ihr zu früh verstorbener Vater. Und hatte bis zuletzt keiner Menschenseele davon erzählt. Nicht einmal ihrem Ehemann.

»Kommst du?« Keine Frage, ein Befehl. Direktor von Ranke wies auf den Gang in Richtung des Westflügels. »Ich muss eine wichtige Angelegenheit mit dir besprechen.«

Lulu tastete in ihrer Kitteltasche nach dem Kuvert. Sie war

neugierig, hatte entsetzlichen Hunger und wollte eigentlich nach Hause, um die klammen Sachen zu wechseln. Mitteilungsfreude – besonders seiner jüngsten Tochter gegenüber – war zudem kein Charakterzug, der ihren Vater auszeichnete. Ihr schwante nichts Gutes.

Im Direktorenzimmer nahm Lulus Vater ein Glas vom Vertiko, zog den Stopfen aus der Cognacflasche und goss sich einen großzügigen Schluck ein, ehe er sich am Schreibtisch niederließ.

»Setz dich.«

Seit Mutters Tod schlich sich so manche Nachlässigkeit ein. Er achtete weniger auf seine Kleidung, er vergaß Termine und gesellschaftliche Verpflichtungen, verließ seinen Schreibtisch un-aufgeräumt, und er trank häufiger. Alles im Rahmen, vermutlich fiel es Außenstehenden gar nicht auf, nicht einmal Lulus älteren Geschwistern, die längst nicht mehr zu Hause wohnten. Ihr dagegen entging nichts.

Ihr Vater litt. Er vermisste die Mutter seiner Kinder schmerzlich, und gesundheitlich war er auch nicht mehr ganz auf der Höhe.

»Worum geht es, Papa?«

Er stellte den Schwenker ab und fuhr mit beiden Händen durch seinen grauen Backenbart. »Du weißt, dass ich eigentlich seit Ende des Sommersemesters im Ruhestand bin.«

»Natürlich weiß ich das.« Er war fünfundsiebzig Jahre alt, bald sechsundsiebzig, und hatte selbst um die Enthebung von seinen Pflichten gebeten. Trotzdem war es für ihn nach der dringenden Bitte der medizinische Fakultät selbstverständlich gewesen, wenigstens noch für ein Semester Vorlesungen zu geben und auch das Direktorenamt im Kinderspital beizubehalten, solange kein Nachfolger gefunden war.

Professor von Ranke schlug mit der flachen Hand auf eine Ausgabe der *Münchener Neuesten Nachrichten*. »Auf einmal ist Geld da.«

Oh, daher wehte also der Wind. Seit Erscheinen des Artikels war Lulus Vater schlechter Stimmung. Jahr um Jahr hatte ihm das zuständige Ministerium die Mittel verweigert, um sein Werk zu vollenden und den dringend benötigten Isolierraum mit sechs Betten für Keuchhustenkranke sowie einen klinischen Hörsaal zu bauen.

»Das *Hauenersche Kinderspital* entspricht in räumlicher Beziehung seit längerer Zeit schon nicht mehr den Ansprüchen, die man an dasselbe zu stellen berechtigt wäre«, las er laut vor und tippte dabei wieder und wieder auf das Geschriebene. »Wie man erfährt, ist deshalb projektiert, im Laufe des kommenden Jahres das Spitalgebäude um ein Stockwerk zu vergrößern und einen Pavillonbau für keuchhustenkranke Kinder zu errichten.«

Sogar Lulu hatte sich darüber geärgert. Das hörte sich an, als hätte ihr Vater das Kinderspital während seiner Amtszeit verlottern lassen. Es klang nach Versagen. Doch das stimmte nicht. Die Mittel waren stets knapp gewesen, um jede Neuerung hatte er kämpfen müssen und auf einmal – ausgerechnet nach seiner Versetzung in den Ruhestand – saß das Geld locker?

»Heubner in Berlin lacht sich schlapp über uns bayerische Einfaltspinsel. Es ist eine Schande.«

Das nächste Thema, über das sich ihr Vater seit Langem echauffierte. Der klinische Unterricht in der Münchner Universitätskinderklinik fand seit zwanzig Jahren in einer ehemaligen Wohnung für Assistenzärzte statt, während die von Professor Otto Heubner geleitete Kinderklinik der Charité bereits seit zwei Jahren über einen prächtig ausgestatteten Hörsaal verfügte. Dabei hatte sich ihr Vater in fast zwei Dekaden von Beginn an

unermüdlich darum bemüht, die Pädiatrie aus ihrem Dornröschenschlaf zu erwecken. Die Stachel saßen tief.

Die trüb gewordenen Augen blickten sehnsüchtig von dem inzwischen geleerten Glas zum Vertiko. Lulu stand auf und schenkte ihrem Vater nach.

»Danke, mein Kind.« Er trank, diesmal alles auf einmal. »Von einer modernen Säuglingsabteilung will ich gar nicht erst anfangen. Dabei hat der Kollege Escherich bei der Versammlung in Meran Außerordentliches über die seinige im St. Anna-Kinderspital in Wien berichtet. Falls du wirklich in diese Richtung gehen willst, Luise, ließe es sich arrangieren, dass du nach dem Staatsexamen dort unter seinen Fittichen Erfahrungen sammeln kannst. Immerhin war Theodor vier Jahre lang mein erster Assistent.« Er stellte das Glas ab. »Obwohl ...«

Sie als Assistentin bei einem der führenden Bakteriologen? Lulu lief eine Gänsehaut über den Rücken. Noch vor etwas mehr als zwei Jahren hätte sie keine zwei Mark darauf gewettet, dass sie jemals ein Reifezeugnis erlangen, geschweige denn Medizin studieren würde, und nun sprach ihr Vater von so etwas? Ihr wurde ganz schummrig von dem Gedanken. Besonders da Säuglinge in Kinderspitälern lange Zeit gar nicht oder nur in Ausnahmefällen aufgenommen worden waren. Ein Gebiet also, bei dem es noch viel aufzuholen und zu erforschen gab, was es umso interessanter machte.

Lulu stutze. Hatte ihr Vater *obwohl* gesagt? »Hast du dich mit Escherich überworfen?«

»Ach, woher«, winkte von Ranke ab. »Er wird nur nicht mehr in Wien sein, bis du so weit bist, wenn es nach dem Willen der Münchner Universität geht. Er soll mein Nachfolger werden.«

»Wirklich?« Lulu hatte Mühe, die Freude darüber zu verber-

gen. Escherich wäre die perfekte Wahl, fand sie, aber ihr Vater klang nicht sonderlich begeistert.

»Die Fakultät will jemanden berufen, der mit der experimentellen Forschung im Laboratorium vertraut ist und der pädiatrischen Wissenschaft neue Wege erschließen kann«, schob er mürrisch hinterher und blickte erneut zur Cognacflasche.

Diesmal ignorierte Lulu es. »Das sollte dich eigentlich freuen. Immerhin hat er die Forschungsarbeiten für seine Habilitation in unserem Labor durchgeführt. Er hat sein Bakterium *Escherichia coli* quasi bei uns im Haunerschen Kinderspital entdeckt.« Lulu wunderte sich. »Dass gerade er dein Nachfolger werden soll, müsstest du doch stolz machen.«

»Nur wird er dem Ruf nicht folgen.« Von Ranke stand selbst auf, um sich nachzuschmecken, und blieb diesmal gleich an der Quelle stehen. »Er hat es in Meran angedeutet. Wieso sollte er Wien verlassen, wenn sie ihm dort jeden Wunsch von den Lippen ablesen?«

Da drückte also der Schuh. Der Frust über die nicht genehmigten Mittel verdarb ihm die Laune und kratzte an seinem Stolz, auch wenn es nicht an ihm, sondern an den leeren Kassen lag. »Du hast ihm in Meran doch nicht etwa abgeraten?«

Lulus Vater zuckte mit den Schultern. »Das musste ich gar nicht. Hier in München ist die Kinderheilkunde noch Nebenfach, wie du sehr wohl weißt, und als solches auch nicht mit einer Honorar-Professur zu besetzen. Wer sollte sich da erbarmen?«

»Na ja, trotzdem ist der Ruf an eine der renommiertesten Universitäten des Kaiserreichs eine große Ehre.«

»Das mag sein.« Von Ranke schenkte erneut nach und balancierte das übervolle Glas an seinen Schreibtisch zurück. »Vielleicht nimmt ja Czerny an. Der ist in Breslau bislang auch nur

außerordentlicher Professor, insofern würde er sich, was die finanzielle Seite angeht, nicht verschlechtern.«

Czerny, Escherich! Lulu erschauerte allein beim Klang der bedeutenden Namen vor Ehrfurcht. Lagen ihrem Vater die vermeintlichen Schmähungen in der Zeitung so schwer im Magen, dass er nicht erkannte, wie sehr eine Nachbesetzung seiner Stelle mit solchen Kalibern auch ihm schmeichelte? Außerdem hatte er mehrfach davon gesprochen, nach seiner Laufbahn als Arzt endlich mehr Zeit für sein geliebtes landwirtschaftliches Mustergut in Grünwald zu haben.

»Ich werde nach London gehen. Zu Amy.«

»Schön.« Lulu freute sich. Ihre älteste Schwester lebte mit ihrer kleinen Familie in Wimbledon. »Wie lange willst du bleiben?«

»Bis auf Weiteres.«

Sie fiel aus allen Wolken. »Was soll das heißen?«

»Dass ich entschieden habe, meine letzten Jahre größtenteils in London zu verbringen.«

Lulu brauchte einen Moment, um diese völlig überraschende Nachricht zu verarbeiten. »Und was wird aus mir?« Ihre Lieblingsschwester Sissy lebte mit ihrer Tochter und ihrem Ehemann Siegfried inzwischen in Augsburg. »Soll ich etwa ganz allein in München bleiben?«

»Allein?« Ihr Vater machte ein verdutztes Gesicht. »Wir verkaufen ja nicht gleich die Wohnung, und auch einen Teil des Personals werden wir behalten, schließlich werde ich zu verschiedenen Anlässen zurückkehren. Wenn es dir in der Sophienstraße zu einsam ist, ziehst du eben in Freds Wohnung an den Mariannenplatz um. Oder du wohnst gleich bei ihm auf Gut Laufzorn. Allerdings wäre Letzteres etwas unpraktisch, solange du die Universität besuchst.«

Unpraktisch? Lulu verstand die Welt nicht mehr. Außerdem

Fred! Ihr Vater wusste genau, dass sein ältester Sohn und seine jüngste Tochter wie Hund und Katz waren. Das konnte niemals gutgehen.

»Mein geschätzter Bruder hätte in der Briennerstraße ebenfalls Platz für dich.«

Mit ihrem gelehrten Onkel verhielt es sich nicht anders als mit Fred. Die pffiffen alle beide ins selbe Horn und hielten es für absolut lächerlich, dass ausgerechnet sie, die sich in der Schule nie sonderlich hervorgetan hatte, Ärztin werden wollte. Dem würde sich Lulu auf keinen Fall aussetzen.

»London steht dir natürlich ebenfalls offen. Die dortige Universität genießt einen hervorragenden Ruf.«

»Und das Kinderspital?«

»Geht uns bald nichts mehr an.«

»Mich schon! Ich will doch ...«

»... irgendwann dort arbeiten? Ich weiß.« Von Ranke nahm die Brille ab und drückte mit Daumen und Mittelfinger gegen die Nasenwurzel. »Du musst das verstehen, mein Kind, ich habe immer mit dem Gedanken geliebäugelt, irgendwann an meine alte Wirkungsstätte zurückzukehren.«

Lulu wusste, wie schnell ihr Vater jedes Mal ins Schwärmen geriet, sobald er von seiner Zeit als Hausarzt am Deutschen Hospital in London und Zivilarzt im Dienst der britischen Regierung erzählte. Trotzdem. Hatte dieser vermaledeite Artikel ihn so sehr vergrämt, dass er die Flucht ergriff?

»Was ist mit deinem geliebten Laufzorn? Interessiert dich das auch nicht mehr?« Ihr Vater hatte das heruntergekommene Gut in Grünwald seit dem Kauf im Jahr 1860 mit viel Aufwand auf Vordermann gebracht, und jetzt kehrte er ihm einfach den Rücken?

»Dein Bruder führt das Gut, die Landwirtschaft und die Ziegelei in meinem Sinne weiter. Ich werde dort nicht mehr

gebraucht, obwohl ich natürlich hie und da nach dem Rechten sehen werde. Keine Sorge.«

Meinte er das ernst? Solange Lulu denken konnte, hatte er Fred dreingeredet, über die von ihm angestrebten Neuerungen den Kopf geschüttelt und sich quergestellt. Sogar Machtworte hatte er gesprochen und damit gedroht, seinen zweitgeborenen Sohn als Erben einzusetzen. War das der wahre Grund? Wollte er nicht mit ansehen, wie die Jungen alles über den Haufen warfen und meinten, die Welt neu erfinden zu müssen? Bei seinem Landgut ebenso wenig wie im Kinderspital?

Nun war es an Lulu, ans Vertiko zu treten und sich ein Glas Cognac einzuschenken. Auch sie kippte es in einem Zug herunter. So viele Sommer hatte sie in Laufzorn verbracht, war mit der vom Vater für die Ziegelei gebauten Bimmelbahn von Deisenhofen aus hingefahren, hatte Kälbchen, Ferkel, Katzen und Hühner umsortiert und in der gutseigenen Bierschenke den Finger in den Schaum gesteckt und abgeleckt. Wie oft hatte sie mit den Kindern der Dienstboten, Tagelöhner und italienischen Saisonarbeiter vor den großen bunten Glasfenstern im Rittersaal Fangen gespielt und zu verhindern versucht, dass die unwillkommenen Schwalbennester mit langen Stecken von der Decke geholt wurden.

»Wieso wartest du nicht wenigstens, bis ich mit dem Studium fertig bin?«

Er hob die Schultern. »Wenn du Eberhards Frau geworden wärst, als er dich noch wollte, hättest du bereits einen eigenen Hausstand und vielleicht sogar Kinder. Es war deine Entscheidung.«

*Als er dich noch wollte!* Obwohl ihr Vater inzwischen akzeptiert hatte, dass seine Jüngste lieber Ärztin wurde als Hausfrau und Mutter, konnte er sich ab und an eine spitze Bemerkung nicht verkneifen. Vor allem, da auch er inzwischen wusste, dass Eber-

hard August Wolf Graf von Königsfeld, kurz Hardy, nicht länger darauf warten wollte, dass Lulu ihn nach ihrer angestrebten Approbation als Ärztin doch noch erhörte.

Zugegeben, aus der Sicht ihres Vaters wäre die Verbindung mit Hardy perfekt gewesen. Mit der Verleihung des Verdienstordens der bayerischen Krone, der Erhebung in den Ritterstand im Jahr 1891 und jener in den erblichen Adelsstand zwei Jahre später waren ihr Vater und mit ihm die ganze Familie von Ranke in die höchsten Kreise der Münchener Gesellschaft aufgestiegen. Vor zwei Jahren hatte man ihm außerdem Titel und Rang eines königlichen Geheimen Hofrates verliehen. Alle seine Kinder hatten sehr gute Partien gemacht. Dass er sich Selbiges auch für das Nesthäkchen wünschte, damit die Verantwortung für sie endlich von seinen alten Schultern genommen wurde, war nicht verwerflich. Aber es war eben nicht das, was Lulu wollte. Trieb ihn gar die Enttäuschung über diese Niederlage aus der Residenzstadt fort?

»Es liegt nicht an dir«, sagte er, als könne er ihre Gedanken erraten. »Alles hier in München und in Laufzorn erinnert mich an deine Mutter«, sagte er leise.

Der Blick aus seinen Augen schnürte Lulu die Kehle zu. So hatte sie ihren unermüdlich und zielgerichtet wirkenden Vater, der stets auf die Wahrung seiner Autorität bedacht war, noch nie gesehen. Sie stellte das Glas ab, lief um den Schreibtisch herum und umarmte ihn von hinten.

»Ach, Papa. Es wird schon alles werden«, sagte sie und strich ihm über die Wange. »Tu, was immer für dich am besten ist. Ich komme schon zurecht.«

Dankbar tätschelte er ihr die Hand. »Ich hoffe nur, deine Mutter verzeiht mir, wenn ich ihr Lieblingskind allein in München zurücklasse.«



## Universitätsviertel

zur selben Zeit | Elsas und Fannys Wohnung,  
Amalienstraße 13/II

Elsa schüttelte den Schirm aus, stellte ihn im Hauseingang zum Trocknen auf und lief in den zweiten Stock hoch. Der platte Reifen ihres Fahrrads, über den sie sich am Morgen so geärgert hatte, war nun doch für etwas gut gewesen. Auf dem Heimweg vom Pathologischen Institut war der schwere Regen der Tram aufs Dach geprasselt und nicht ihr. Gott sei Dank!

Im Treppenhaus steckte sie kurz die Nase in die Papiertüte mit ihrem Einkauf und atmete tief ein. Wie die Würste dufteten – herrlich! Bei Charcutier Kroener brauchte sie nie Sorge haben, dass man ihr schlechte Ware andrehte. Die Metzgerseheleute in der Gabelsbergerstraße dagegen, bei denen Elsa zuletzt öfter eingekauft hatte, weil es dort ein paar Pfennige billiger war, mussten eine vierzehntägige Gefängnisstrafe absitzen. Wegen Feilhaltens verdorbener, gesundheitsschädlicher Wurstwaren. Das hätte auch sie treffen können. Einige Münchner Bäckersleute nahmen es mit den Hygienevorschriften ebenfalls nicht so genau, und was die Milch anging, musste man sowieso aufpassen. An allen Ecken wurde gefälscht und gepanscht oder nicht richtig gekühlt. Elsa nahm sich fest vor, in Zukunft wieder mehr auf die Qualität und weniger auf den Preis zu achten.

Zu ihrem Glück brauchte sie nicht jeden Pfennig umzudrehen. Die Apanage ihrer Mutter – oder vielmehr die ihres verstorbenen Vaters – zwang sie nicht zu eiserner Sparsamkeit. Trotz-

dem hielt sie ihr Geld zusammen, schließlich konnte man nie wissen, welche Katastrophe als Nächstes über einen hereinbrach. Heute allerdings waren die Auslagen einfach unwiderstehlich gewesen. Sie hatte sich Zwiebelleberwurst für fünfzig, eine Blutwurst für siebzig und sogar ein kleines Stück Zungenwurst für neunzig Pfennig das Pfund geleistet.

Ihr Magen knurrte laut, als sie den Schlüssel aus dem Portemonnaie klaben wollte. Sie hielt inne, denn die Wohnungstür stand offen. War Fanny etwa schon zu Hause? Die Freundin wollte doch eine Regenglücke abwarten und noch beim Schreibbüro Zink in der Tannstraße vorbeiradeln, um sich Arbeit mit nach Hause zu nehmen. Änny aus der Mansarde, die einen Schlüssel für die Wohnung der beiden hatte, konnte es auch nicht sein. Sie saß um diese Zeit längst in ihrer Garderobe in der Singspielhalle und machte sich für ihren Auftritt fertig.

Komisch. Was waren das für Geräusche? Es klang, als würde jemand ihre Habseligkeiten durchwühlen.

»Fanny? Änny?«, rief Elsa durch den Spalt in die Finsternis.

Keine Antwort.

Mit der Stiefelspitze stieß sie die Tür auf und drehte am Lichtschalter. Trotz der aufflammenden Helligkeit dauerte es eine Weile, bis sie den Eindringling unter der Bank ausmachte, der ihr wie zu Stein erstarrt ertappt entgegenblickte.

»Wastl!«, stieß Elsa erleichtert aus. »Was machst du denn hier unten bei uns?«

Beim Klang seines Namens wurden die runden Hundeaugen noch größer, und der lange glänzende Körper des krumm gewachsenen Dackelmischlings begann sich von der Schwanzspitze an in Wellen zu bewegen.

»Was hast du bloß wieder angestellt, du Schlawiner!«, rügte Elsa den Hund, als sie das Ausmaß der Verwüstung bemerkte. Da

ihr Ton aber nicht zu den Worten passte, sprang der Missetäter auf seinen kurzen Beinen wie ein Gummiball auf sie zu und winselte vor Erleichterung und Wiedersehensfreude.

»Da hast du wirklich ganze Arbeit geleistet.«

Elsa stellte die Tüte mit den Würsten auf dem kalten Herd neben dem Ausguss in der winzigen Kochnische ab, ging in die Hocke und kraulte den Schlingel hinter den Ohren. Sofort drückte er sein ganzes Gewicht in ihre Hand und genoss die Massage.

»Wo hast du denn dein Frauli gelassen?« Elsa sah sich um.  
»Änny? Bist du da?«

Nichts rührte sich. Dafür war das Chaos umso größer. Der Mistkübel lag umgestoßen unter der Bank, der Abfall war über die ganze Diele verstreut. Vom gestrigen Geselchten mit Kraut und Knödeln war nur ein Stück Schwarte übrig, das Fanny in Zeitungspapier eingewickelt und in der Erdäpfelkiste für den Hund der Freundin aufgehoben hatte. Das musste er gerochen und sich im Abfalleimer noch mehr solche Leckerbissen erhofft haben. Aber wieso war er überhaupt in ihrer Wohnung und nicht in Ännys? Normalerweise sperrte die Schauspielerin Wastl oben in der Mansarde ein, wenn sie gegen Abend zur Arbeit ging, und Fanny oder Elsa holte ihn dann herunter, wenn sie nach Hause kamen. Komisch.

»Hat dein Frauli die Tür nicht richtig abgeschlossen?«

Wastl machte Sitz. Seine Rute strich wie ein Kehrbesen über den Dielenboden, und der Kopf kippte abwechselnd nach links und rechts, als denke er gründlich über die gestellte Frage nach.

»Na, wenn du es nicht weißt, müssen wir nachsehen gehen«, erklärte Elsa ihm.

Ein Stockwerk höher stand die Tür sperrangelweit offen. Wastl dackelte schnurstracks ins *cabinet de toilette*, wie die Schauspiele-

rin ihr Ankleidezimmer nannte. Elsa ging dem vierbeinigen Hausherrn hinterher und machte das Licht an.

Noch mehr Chaos? Es sah aus, als hätte ein Orkan gewütet. Daran konnte Wastl unmöglich schuld sein. Waren doch Einbrecher im Haus gewesen? Elsa hielt den Atem an und horchte, hörte ein leises Schnarchen und drehte sich um.

Änny lag bäuchlings auf der Chaiselongue, grotesk verrenkt. Elsa stürzte zu ihr, stolperte über den sündteuren Promenadenmantel, der auf dem Fußboden lag, und hielt zwei Finger an die Halsschlagader der Freundin. Das Herz schlug. Wieso auch nicht? Elsa atmete auf und sah genauer hin.

Änny trug ein denkwürdiges Kostüm mit Korsett. Der runde Po ragte wie die Spitze eines Eisbergs aus den unzähligen langen Perlenfransen, die wohl Ärmel und Rock ersetzen sollten, aber selbst bei aufrechtem Stand nicht sonderlich viel verhüllten. Im Gegenteil.

Ein riesiger monstranzartiger Kopfschmuck hing an einem breiten roten Samtband, das unter dem Kinn der Schauspielerin festklemmte und wie die Schlinge eines Galgens um ihren Hals lag. Elsa wunderte sich, wie man das aushalten konnte, zog an einem Ende der Schleife und erlöste die Freundin aus der Strangulation.

War Änny in dieser Aufmachung etwa durch die Stadt gelaufen? Gerade kam ein Arm zum Vorschein. Wastl nutzte die Gelegenheit, sprang hoch und leckte seinem Frauchen stürmisch über das Gesicht, doch dann lockte ihn etwas anderes. Elsa erkannte erst nicht, was es war. Um Ännys linkes Handgelenk war ein Seidenschal geschlungen und mit einem Knoten festgezurr. Das zarte Rosa ... Um Himmels willen! Färbte es sich etwa rot? War das Blut?

Wastl jedenfalls witterte fette Beute und versuchte mit der

Schnauze unter den Stoff zu kommen. Elsa schob ihn jäh zur Seite und wickelte den Schal ab.

Bei allen Heiligen! Hatte Änny sich die Pulsadern aufgeschnitten? Vorsichtig drückte Elsa gegen die Wundränder. Es sickerte kein frisches Blut nach, der Schnitt war nicht tief. Einmal quer über das Handgelenk, nicht der Länge nach. Gut. Allzu ernst hatte die Freundin es offenbar nicht gemeint, sonst hätte sie sich wohl kaum selbst verarztet. Oder?

»Änny!«, rief Elsa trotzdem leicht panisch und schlug mehrmals gegen die Wange der Freundin. »Hörst du mich?«

Keine Reaktion.

Wenigstens waren nirgends größere Blutlachen zu sehen. Nur an dem in Beige- und Goldtönen gehaltenen Boule-Dekor der Chaiselongue entdeckte Elsa rote Schlieren. Vor allem die Rückenlehne hatte einiges abgekomen.

Elsa zwickte die Freundin in die Wange, in den Oberarm, blies ihr ins Ohr. Endlich machte sie ein Auge auf.

»Änny? Hörst du mich?«

Das zweite Lid öffnete sich, trotzdem blieb der Blick der Schauspielerin leer.

»Ich bin's. Elsa. Du musst aufwachen, Änny!«

Wastl bellte, als verstünde er den Ernst der Lage. Sein Frauenchen blinzelte, allmählich kehrte etwas Leben in ihre Augen zurück.

»Wo bin ich?«, hauchte sie.

»Zu Hause«, antwortete Elsa und zwickte, tätschelte energisch weiter, damit Änny nicht wieder wegdriftete.

Sie hatte die Blechdose auf dem Spirituosentisch längst bemerkt. Die Freundin machte sich offenbar nicht einmal mehr die Mühe, es zu verheimlichen. Seit Längerem schon benebelte sie sich das Hirn fast täglich. Worüber sie regelmäßig in Streit

gerieten. Erst neulich hatte Elsa deshalb eine Annonce über Morphium-Heilung aus der Zeitung ausgeschnitten. Von Erfolgen in kürzester Zeit, auch bei früheren Rückfällen, war darin die Rede. Ein Silberstreif am Horizont oder nichts als Marktschreierei?

Seufzend sank Elsa auf die Knie, zog den Schal um Ännys Handgelenk wieder fest und kauerte sich neben ihr auf den Boden. Wieso war die Freundin so dumm? Das Morphium half kein bisschen, die Melancholie zu vertreiben. Im Gegenteil. Elsa hatte sogar schon eine Schublade in ihrer Schlafkammer ausgeräumt und lagerte dort alles Nötige, falls sie es eines Tages mit einer Morphiumvergiftung zu tun bekamen. Statt Strümpfen und Leibwäsche lagen nun ein Schlauch und physiologische Kochsalzlösung für eine Magenspülung darin, außerdem eine Ampulle Atropin samt Spritze. Nur der Eisbeutel, mit dem man in solchen Fällen den Kopf kühlte, war noch leer.

»Warum bist du nicht in der Monachia?«, plapperte Elsa drauflos, obwohl sie keine Ahnung hatte, ob Änny überhaupt etwas mitbekam. »Du hast heute Vorstellung. Du bist sogar schon angezogen. Was ist passiert?«

Die Freundin gluckste. War das ein Lachen? Ein Schnarchen? Oder hatte sie sich verschluckt?

»Ge...pffeuert.«

Oh, sie sprach. Bravo! Hatte Elsa das gerade richtig verstanden? »Gefeuert? Warum?«

Änny versuchte den Kopf zu heben. »Znsoren ... der ... der ... kniglichn Plizeidiregdion.«

Ging es um die polizeiliche Androhung vom September, der Monachia die Konzession zu entziehen? Weil der Pächter es mit den verbotenen pikanten, aber beim Publikum so beliebten Programmen nicht so genau nahm? Oder darum, dass dieser Widerling die weiblichen Mitglieder seines Ensembles vertraglich dazu

verpflichtete, nach den Vorstellungen die vorwiegend männlichen Varietébesucher zu animieren und zu bezirzen? Laut Kobl war das nächtliche Ausgangsverbot seiner Damen Fürsorge im besten Sinne. Er wolle sie an ein eher familiäres, respektive sittlicheres Leben gewöhnen. Außerdem sei das Umschmeicheln der Gäste absolut harmlos, schließlich seien die für Stammgäste reservierten Separees nur mit spanischen Wänden oder Plüschvorhängen vom Zuschauerraum getrennt. Was solle da schon groß stattfinden?

Doch als der Skandal kürzlich durch die Presse ging, hatte Änny zu Hause Tacheles geredet und ihnen erzählt, wie es wirklich ablief. Dass etwa die Kellnerinnen, von Kobl höchstselbst angewiesen, auf der Treppe zu den Separees fest aufstapften, damit die Herrschaften hinter den Vorhängen und Wänden Zeit hatten, etwaige derangierte Zustände zu beheben, ehe sie eintraten.

Änny griff nach Elsas Hand und schmiegte ihr Gesicht hinein. »Ein ... ein ... Ermittlungsbeamter hat ... mich befragt.« Sie schluchzte auf. »Es ist nur so aus ... aus mir herausgeschossen. Alles.«

Kein Wunder, dass Kobl sich von seinem besten Pferd im Stall getrennt hatte.

»Der Gendarm ... er hat versprochen, dass ich ungeschoren davonkomme, wenn ich ihm alles erzähle.« Änny schluchzte auf.

»Schsch!«, hauchte Elsa an ihre Wange. »Schscht! Beruhige dich.«

Seit Änny vor zwei Jahren wegen Verübung groben Unfugs durch Straßenskandal im Gefängnis gesessen hatte und man sie obendrein wegen versuchten Mordes hatte anklagen wollen, war sie nicht mehr dieselbe. Hundertsiebenunddreißig Tage Untersuchungshaft hatten einen anderen Menschen aus ihr gemacht.